

## An den Rändern

### Aus der Geisendörfer-Jury Allgemeine Programme / Von Diemut Roether

epd Ein junges Paar betritt ein Hörfunkstudio. Sie turteln ein bisschen, stellen ihre Beziehung zur Schau. Sie beschreibt ihn mit den Worten „gut aussehend, nicht zu gut aussehend“, er revanchiert sich mit dem Bekenntnis: „Ich liebe die Frau, die mir gegenüber sitzt und Unsinn redet.“ So weit, so neckisch, ein nettes Paar, vielleicht ein bisschen exhibitionistisch, denn sie haben einen Plan: „Wir möchten Ihnen unsere Geschichte erzählen.“

Die Geschichte, die Sonja und Oliver, die beiden Turteltäubchen, dann erzählen, lässt einem jedoch bald die Haare zu Berge stehen: Sie haben bei einem Segeltörn im Mittelmeer drei Flüchtlinge, die schiffbrüchig auf dem Meer trieben, in ihr Boot aufgenommen. Dachten sie. Denn als sie die zwei Männer und die eine Frau an Bord hatten, fiel ihnen auf, dass die drei gar nicht aussahen wie „typische Flüchtlinge“. Waren das etwa Schleuser, denen sie geholfen hatten? Kriminelle?

#### Allgemeine Empathielosigkeit

„Die kamen mir vor wie Wilde“, sagt Sonja, Oliver fühlt sich von dem Mann „mit den hasserfüllten Augen“ bedroht. Und weil die beiden plötzlich um ihr Leben fürchten, beschließen sie, das Schiff auf ein Riff auflaufen zu lassen. Sich selbst bringen sie rechtzeitig durch einen Sprung von Bord in Sicherheit: „Wir gehen davon aus, dass die drei ertrunken sind, denn die meisten Afrikaner können nicht schwimmen.“

Keine 50 Minuten braucht Autor Holger Böhme, um in diesem MDR-Hörspiel davon zu erzählen, wie schnell die Tünche der Zivilisation bröckeln kann. Sonja und Oliver wollten Gutes tun, fühlten sich in der Situation jedoch ganz schnell überfordert und taten dann Böses. Doch was sie noch mehr beschäftigt als die Frage, ob sie drei Menschenleben auf dem Gewissen haben, ist, wie das, was sie da erzählen, auf andere wirken mag: „Wir waren keine Helden, aber Verbrecher waren wir auch nicht.“

Das Hörspiel „Die meisten Afrikaner können nicht schwimmen“ wird so zur Parabel auf den Umgang der deutschen Gesellschaft mit geflüchteten Menschen: Am Anfang wollten viele helfen, dann jedoch wurden die Neuankömmlinge rasch unheimlich und man versuchte, sie wieder loszuwerden. Und überhaupt sind die meisten von uns doch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich für andere zu interessieren. Von dieser allgemeinen Empathielosigkeit erzählt Böhme, ohne zu moralisieren.

Sein Hörspiel ist nicht zuletzt dank der Darsteller Devid Striesow und Eva Löbau, die sich den Text anverwandeln, amüsant, böse und spannend bis zur letzten Minute.

#### Robert Geisendörfer Preis

epd Der Robert Geisendörfer Preis wird seit 1983 jährlich für herausragende publizistische Leistungen deutscher Hörfunk- und Fernsehsender verliehen. Mit dem Medienpreis der Evangelischen Kirche sollen laut Statut „Sendungen gewürdigt werden, die das persönliche und soziale Verantwortungsbewusstsein stärken, die zur gegenseitigen Achtung der Geschlechter und zum guten Miteinander von Einzelnen, Gruppen und Völkern beitragen, die die christliche Orientierung vertiefen und einen Beitrag zur Überwindung von Gewalt leisten“. Für den Preis waren in diesem Jahr 61 Fernsehfilme und 20 Hörstücke eingereicht worden. Die Jury Allgemeine Programme tagte am 11. und 12. Mai unter dem Vorsitz des hessen-nassauischen Kirchenpräsidenten Volker Jung in Mainz. Sie vergab insgesamt vier Preise und den Sonderpreis (vgl. Meldung in epd 41/17 und Dokumentation in dieser Ausgabe).

Die öffentliche Beichte, die Sonja und Oliver für ihren Versuch gewählt haben, sich von ihrer Schuld reinzuwaschen, ist ebenfalls symptomatisch für diese Gesellschaft, in der so viele auf der Suche nach einer Viertelstunde Ruhm vor eine Fernsehkamera treten. Für die Jury stand rasch fest, dass dieses Stück über Schuld und Verbrechen, über Egozentrik und Exhibitionismus einen Preis verdient hat.

Auch die andere Entscheidung in der Kategorie Radio fiel der Jury nicht schwer: In „Schöner neuer Wahn - Eine Verschwörungstheorie Marke Eigenbau“ (Bayern2) erzählen die Autoren Christian Schiffer und Christian Alt davon, wie Verschwörungstheorien funktionieren und wie sie sich verselbstständigen. Am Anfang stellen die beiden Autoren ein Video ins Netz, mit dem sie „nachweisen“, dass wir alle von Rauchmeldern abgehört werden. Und wer wäre noch nie genervt gewesen von diesen ewig blinkenden Dingen, die seit einigen Jahren in allen Wohnungen installiert werden müssen? Ist es

denn nicht schon verdächtig, dass wir alle sie einbauen sollen?

Das Video, das die beiden produzieren, darf nicht zu professionell wirken, denn die einschlägigen Filmchen die im Netz geteilt werden, zeichnen sich durch ihre Amateurhaftigkeit aus. Während die Autoren darauf warten, dass ihre Verschwörungstheorie viral geht, stellen sie Recherchen zu Verschwörungstheorien an, sprechen mit Psychologen und auch mit Menschen, die davon überzeugt sind, dass Aluhüte ihnen helfen, klar zu denken.

Doch dann erschießt ein Reichsbürger in Georgensgmünd einen Polizisten und den beiden Autoren vergeht das Lachen. Alle seien in Georgensgmünd genervt gewesen von diesem Mann, doch keiner hätte gedacht, dass er gefährlich ist. „Es ist einfach, sich über diese verrückten Spinner lustig zu machen“, sagen die Autoren. Doch die Verblendung kann tödliche Konsequenzen haben.

„Wie beendet man einen Fake?“, fragen sich Schiffer und Alt, als sie merken, dass ihre Theorie von der Rauchmelderverschwörung im Internet eine gewisse Popularität erlangt hat. Sie müssen feststellen, dass man Ideen, die einmal in der Welt sind, nicht mehr weg bekommt.

Das Feature überzeugte die Jury dadurch, dass es ein wichtiges Thema sehr unterhaltsam aufbereitet. Die Protagonisten, mit denen Alt und Schiffer sprachen, sind überraschend offen. Die Faszination, die von solchen einfachen Weltbildern ausgeht, wird nachvollziehbar. Umso wichtiger ist es, dass die Autoren in diesem Feature dazu ermuntern, alles, was man irgendwo im Netz liest, sieht oder hört, kritisch zu hinterfragen.

### Europäische Betroffenheitskultur

Drei weitere Hörstücke waren in die engere Auswahl gelangt: Auch sie bestachen durch hohe Qualität, konnten letztlich jedoch nicht so überzeugen wie die ausgezeichneten Stücke. Das Feature „Oshilongo heißt Zuhause“ (HR) über zwei Namibierinnen, die als kleine Kinder während des Bürgerkriegs in den 70er Jahren in die DDR kamen, glänzte mit zwei sehr guten Protagonistinnen, war letztlich aber nicht mehr als ein gut gemachtes Feature, wie man es von einem öffentlich-rechtlichen Sender erwarten darf.

Auch die Protagonisten des RBB-Hörspiels „Ich dachte, in Europa stirbt man nie“, waren sehr gut ausgewählt: Migranten erzählen in diesem Stück von ihrer Flucht und ihren Vorstellungen von Europa. Nach Meinung der

Jury blieb das Stück aber hinter der Vielschichtigkeit des MDR-Hörspiels zurück.

Das WDR-Hörspiel „Mitleid – Geschichte des Maschinengewehrs“ von Milo Rau wiederum war ein sehr komplex gewebtes Stück über die Helferindustrie und die Ambivalenzen der europäischen Betroffenheitskultur. Die Frage, wie human die humanitären Missionen in den Krisenregionen der Welt tatsächlich sind, wird hier sehr tief ausgelotet. Ein sehr wichtiges und aktuelles Hörspiel, doch in seiner Komplexität überzeugte es die Jury nicht so unmittelbar wie das MDR-Stück.

### Das gallische Dorf

Auch in der Kategorie Fernsehen hatte die Jury rasch zwei Favoriten gefunden: Für „Endstation Bataclan“ (Arte/RB) fuhr Alexander Smolczyck gemeinsam mit dem Fotografen und Kameramann Maurice Weiss jene Busstrecke ab, die Samy Amimour, einer der Attentäter, die im Pariser Nachtclub Bataclan am 13. November 2015 90 Menschen erschossen, als Busfahrer ein Jahr lang gefahren war. Amimour stammte aus Bobigny, einem Ort an der Banlieue von Paris.

Smolczyck findet entlang der Buslinie keine Erklärungen für die schreckliche Tat, er sucht sie auch nicht. Aber er findet Franzosen, viele mit Migrationshintergrund, und er erzählt Geschichten über die Vorstädte und ihre Bewohner. Diese nennen Bobigny „das gallische Dorf“, weil Albert Uderzo hier einst die ersten Skizzen für „Asterix“ zeichnete. Sie sind stolz auf ihr Dorf, und sie sind entsetzt über die schreckliche Tat. Sie haben „keine Worte, für das, was passiert ist“.

Eine Anwältin liest im Justizpalast von Bobigny die Liste der zugelassenen Anwälte vor, es ist ein eindrucksvolles Dokument der Integration, mehr als jeder zweite Name lässt auf einen Migrationshintergrund schließen. Sie ist traurig, weil die Gerichtssäle heute leer bleiben, nur noch wenige Zuschauer verfolgen die Prozesse. Das Vertrauen der Menschen in die Justiz ist geschwunden.

Der Imam von Drancy, das ebenfalls an der Strecke liegt, kann nur mit Polizeischutz predigen. Er kann sich nicht frei in der Öffentlichkeit bewegen. Er ändere seinen Tagesablauf ständig, sagt er. Seit 2010 wird er bedroht, seit er sich öffentlich für das Burka-Verbot ausgesprochen hat. Amimour sei den Rekrutierern in die Falle gegangen, sagt er. Amimours Eltern seien „gute Leute“ gewesen, liberal und offen. Am 13. November hätten die Attentäter versucht, das französische, das europäische Modell zu zerstören.

Das Team trifft auch eine frühere Kollegin von Amimour, die weggezogen ist aus der Banlieue. Sie habe es nicht

mehr ausgehalten, sagt sie: „Die Verschleierte und die Bärtigen in ihren Kleidern, die Gewalt. Ich wollte meine Kinder nicht in dieser Umgebung aufwachsen sehen.“ Es habe sie nicht überrascht, dass ein Busfahrer unter den Attentätern war. Ihr seien die ersten Zweifel gekommen, als ein Kollege sich geweigert habe, ihr die Hand zu geben.

Die Geschichten, die Smoltczyk entlang der Buslinie 148 erzählt, ordnen sich zu einem Kaleidoskop der französischen Gesellschaft. Der Autor hört zu, sein Kameramann Maurice Weiss schaut mit seinem Fotografenaugen genau hin, Regisseurin Grit Lederer ist die einzige in dem Autoren-Trio, die Fernseherfahrung hatte, ihr verdankt der Film seine Form.

„Endstation Bataclan“ ist ein sehr ruhiger Film, poetisch getextet, die Stimme von Ulrich Matthes begleitet den Zuschauer auf seiner Reise durch die französische Gegenwart, die so stark geprägt ist von der Vergangenheit. Die Straßen tragen die Namen der französischen Revolution. Die Bilder sind atmosphärisch, dicht, sie zeigen die Peripherie der glitzernden Stadt Paris, und die Menschen, die keine Verlierer sind.

### Was man zum Leben braucht

Für die Jury war diese Reise ins Herz der französischen Gesellschaft ebenso preiswürdig wie die Geschichte von den Folgen der Globalisierung, die Jens Schanze und Börres Weiffenbach in „La buena vida“ (3sat/ZDF) erzählen. Die Kohle ist Jens Schanzes Lebensthema, in „Otzenrather Sprung“ berichtete er 2001 von der Umsiedlung dreier Dörfer im rheinischen Braunkohlerevier, der Film wurde damals mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet. Inzwischen wird kaum noch Kohle in Deutschland gefördert, doch um die hiesigen Kohlekraftwerke zu befeuern, wird Kohle importiert. Zum Beispiel aus Kolumbien, wo sie ebenfalls im Tagebau gefördert wird.

Auch hier hat Schanze die Umsiedlung eines Dorfes dokumentiert: Die indigenen Wayuu lebten im Norden Kolumbiens sehr gut in ihrem Dorf Tamaquito. Sie hatten zwar keinen Strom, aber sie hatten einen Fluss, in dem sie fischen konnten, Wasser zum Trinken und für ihre Pflanzen und vor allem hatten sie eine funktionierende Dorfgemeinschaft. Doch die Mine Cerrejón fraß sich immer weiter in den Regenwald, die Wayuu wurden umgesiedelt. Nun leben sie zwar in Steinhäusern, doch die Versprechungen, die der Konzern ihnen machte, wurden nicht eingehalten: es gibt kein Trinkwasser, kein Wasser für den Gemüseanbau, der Boden ist ausgetrocknet. Dorfvorsteher Jairo Fuentes fährt schließlich nach Europa, um den Anteilseignern der Mine davon

zu erzählen, dass der Konzern seinen Verpflichtungen nicht nachkommt.

Für das Unternehmen Glencore, das Anteile an der Mine in Kolumbien hält, war 2013 ein erfolgreiches Jahr. Der Konzern hat seinen Umsatz verdoppelt, er gehört zu den größten Rohstoffproduzenten der Welt, doch die Aktionäre möchten das, was Jairo Fuentes ihnen aus Kolumbien zu berichten hat, auf ihrer Versammlung in der Schweiz nicht hören.

Schanze verzichtet auf jeden Kommentar, die Frage, was ein gutes Leben ist, beantwortet der Film auf der Bildebene: Die Bilder vom Leben im Dorf kontrastieren die der Bagger, die auf den riesigen Abraumhalden hin und her fahren. Hier der grüne Regenwald, da die grauschwarzen Terrassen des Tagebaus, hier der Fluss, durch den die Wayuu waten, da der ausgedörrte Boden in ihrem neuen Dorf. Börres Weiffenbach hat atemberaubende Bilder eingefangen, die von unwiederbringlicher Zerstörung erzählen und vom Preis des vermeintlichen Fortschritts.

Dieser filmische Essay, der zugleich ein Wirtschaftsthreiller ist, überzeugte die Jury, weil er nicht nur davon erzählt, wie wir unser gutes Leben auf Kosten anderer führen, sondern auch davon, wie andere Lebensmodelle der Globalisierung zum Opfer fallen. Armut und Elend sind die Folgen, mit denen sich Europa irgendwann wieder auseinandersetzen müssen.

### Das Geschäft mit der Not

Unter den acht weiteren Fernsehbeiträgen, die es in die Endauswahl geschafft hatten, waren drei Fernsehfilme, die zwar jeder für sich sehr beeindruckend waren, letztlich aber aus unterschiedlichen Gründen nicht für einen Preis infrage kamen. Der zweite Teil der NSU-Trilogie, „Mitten in Deutschland: NSU - Die Opfer“ (ARD/WDR), kam nicht infrage, weil die Jury den Sonderpreis an Gabriela Sperl, die Produzentin der NSU-Trilogie vergab. „Das weiße Kaninchen“ (ARD/SWR) und „Ein Teil von uns“ (ARD/BR) wiederum sind im Wortsinn ausgezeichnete Filme, Fernsehfilme also, die bereits von anderen Jurys gewürdigt worden sind.

Drei Dokumentationen beschäftigten sich mit dem großen Thema der vergangenen zwei Jahre: Flucht. Der HR hatte gleich zwei ARD-Dokumentationen eingereicht, die das geflügelte Kanzlerinnenwort aufgriffen und fragten „Wie schaffen wir das?“ und „Was haben wir geschafft?“ Beides waren ordentliche öffentlich-rechtliche Dokumentationen, die das Thema redlich aufarbeiteten, aber nicht durch einen außergewöhnlichen Zugriff glänzten.

Im besten Sinne aufklärerisch war die „ZDFzoom“-Dokumentation „Das Geschäft mit den Flüchtlingen“. Sie zeigt, wie findige Unternehmen sich die Unterbringung von Flüchtlingen von den Kommunen teuer bezahlen lassen. Der Sprecher eines dieser Unternehmen sagt zynisch, es sei Unsinn zu behaupten, die Firma würde Profit aus der Not der Flüchtlinge schlagen: „Wir machen keine Geschäfte mit den Flüchtlingen, wir machen Geschäfte mit den Kommunen. Wir machen ein Angebot.“ Die Autorinnen fanden heraus, dass eigentlich niemand in Deutschland einen Überblick darüber hat, wie viel Geld tatsächlich für die Flüchtlinge ausgegeben wird, die spärlichen Zahlen sind meist nur Schätzwerte. Auch dies eine gute Rechercheleistung und ein Programmangebot, wie man es vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen erwarten darf.

### **Beeindruckende Fleißarbeit**

Einen anderen Zugang fand „My Escape“ (WDR): Die Dokumentation basiert auf Handyfilmen, die Flüchtlinge selbst gedreht und ins Netz gestellt haben. Die Autorin Elke Sasse suchte diese Flüchtlinge auf, sprach mit ihnen und montierte das Material zu einer einzigartigen Collage. Fluchtgründe werden ebenso deutlich wie die Gefahren, die die Einzelnen auf sich nehmen, um nach Europa zu kommen. Manche dieser Geschichten sind erschütternd, der Lebenswille der Menschen, die hier zu Wort kommen, ist beeindruckend. Auch die Leistung dieser Dokumentation ist bereits von anderen Jurys gesehen und ausgezeichnet worden.

Im Luther-Jahr durfte eine Dokumentation zum Thema Reformation nicht fehlen. Der RBB hatte den „Luther-Code“ eingereicht, eine Gemeinschaftsproduktion mehrerer ARD-Sender mit Arte. Der „Luther-Code“ will sehr viel und beeindruckt auch über weite Strecken mit

seinem Versuch, die Bedeutung der Reformation für unser heutiges Leben deutlich zu machen. Es geht hier nicht in erster Linie um eine theologische Würdigung Luthers, sondern darum, wie die Ideen der Reformatoren einen Paradigmenwechsel einleiteten. Insgesamt eine beeindruckende Fleißarbeit, der hektische Schnitt erschwert jedoch das Verständnis.

Schweren Herzens trennte sich die Jury schließlich auch von der Dokumentation „Der Clown“ (NDR) von Eric Friedler. Der Autor erzählt darin die Geschichte eines Films, den der amerikanische Komiker Jerry Lewis in den siebziger Jahren drehte: „The Day the Clown cried“ sollte ein Film über den Holocaust werden, wurde jedoch nie beendet. Der Film wurde behindert, weil einige meinten, er könne die Nazi-Gräueltaten verharmlosen. Finanzausgaben wurden nicht eingehalten und bescherten Lewis selbst Zweifel, ob er dem Thema tatsächlich gewachsen war. Friedler hat einige der alten Schauspieler für den Film versammelt und inszeniert mit ihnen ein besonderes Reenactment: sie spielen einige der Szenen nach, dann blendet der Film in die Originalszenen über. Wie immer bei Friedler, der bereits einmal mit dem Geisendörfer-Preis ausgezeichnet wurde, ein beeindruckender Film und großartig montiert.

Die Jury entschied sich schließlich für die beiden Filme, die in den Kultursendern Arte und 3sat an den sogenannten Programmrändern liefen. Solche Dokumentationen würden selbst bei den öffentlich-rechtlichen Sendern im Nachtprogramm versteckt, beklagte der Autor Jens Schanze bei der Preisverleihung in München (vgl. Dokumentation in dieser Ausgabe). Beide Filme behandeln relevante Themen, die uns noch lange beschäftigen werden, von denen man in der täglichen Berichterstattung aber wenig hört. Und sie führen uns in Welten, die wir ohne sie nie entdeckt hätten. ■